

HEYNE <

ZUM BUCH

Als Gemma erfährt, dass ihr die beste Freundin den Traummann ausgespannt hat, glaubt sie, es könne nicht mehr schlimmer kommen. Doch sie hat sich getäuscht: Kurz darauf wird ihre Mutter von ihrem Vater sitzengelassen und bedarf einer Rundum-Betreuung. Am absoluten Tiefpunkt angelangt, versucht sich Gemma selbst zu trösten. Doch weder Schokolade zum Frühstück noch fünf Paar neue Schuhe können helfen. Da setzt sie sich an ihren PC und schreibt sich den Frust in Form von E-Mails an ihre Freundin Susan von der Seele. Ihre Texte sind so witzig und lakonisch, dass Susan bald einen folgenschweren Plan hat. Sie schickt die Mails einer Literaturagentin, die sich bald darauf bei Gemma meldet. Plötzlich steht diese vor ganz neuen Möglichkeiten: Sie hat ein Verlagsangebot in der Tasche und schon die ersten Rachepläne im Kopf.

»Erfrischend, überraschend und nie um einen Witz verlegen: Marian Keyes kennt die Frauen.« *Für Sie*

ZUR AUTORIN

Marian Keyes, 1963 im irischen Cork geboren, wuchs in Dublin auf und jobbte nach dem Abbruch ihres Jurastudiums einige Jahre in London. Mit ihrem Debütroman *Wassermelone* landete sie einen phänomenalen Erfolg.

Marian Keyes

Neue Schuhe zum Dessert

Roman

Aus dem Englischen von
Susanne Höbel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE OTHER SIDE OF THE STORY
bei Michael Jordan, London

Vollständige Deutsche Taschenbucherstausgabe 02/2006
Copyright © 2004 by Marian Keyes
Copyright © 2004 und Copyright © dieser Ausgabe 2006 by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

eISBN 978-3-641-11937-9

<http://www.heyne.de>

Für Niall, Ljiljana, Ema und Luka Keyes

**»Die Zeiten sind schlecht. Die Kinder gehorchen ihren Eltern nicht mehr,
und jeder schreibt ein Buch.«**

Marcus Tullius Cicero,
Staatsmann, Redner, Schriftsteller (106–43 v. Chr.)

**»Jede Geschichte hat drei Seiten:
Deine Seite, ihre Seite und die Wahrheit.«**

Anonym

Teil Eins

GEMMA

1

AN: Susan_inseattle@yahoo.com

VON: Gemma343@hotmail.com

THEMA: Vater entlaufen

Susan, du wolltest wissen, was es an Neuigkeiten gibt. Ich habe welche für dich. Allerdings wirst du vielleicht bereuen, dass du gefragt hast. Sieht so aus, als hätte mein Vater meine Mutter verlassen. Ich weiß nicht, wie ernst die Sache ist. Melde mich, sobald ich mehr weiß.

Gemma xxx

Als mich der Anruf erreichte, dachte ich, er wäre gestorben. Aus zwei Gründen: Erstens bin ich in letzter Zeit bei einer beunruhigend großen Anzahl von Beerdigungen gewesen – Freunde meiner Eltern und, viel schlimmer, Eltern meiner Freunde. Zweitens, Mam rief mich auf meinem Handy an. Das war das erste Mal, denn sie hält hartnäckig an der Überzeugung fest, dass man ein Handy nur von einem anderen Handy aus anrufen kann, als wären es Funkgeräte oder so. Als ich das Telefon ans Ohr hielt und sie stammeln hörte: »Er hat uns verlassen«, ist es also nicht verwunderlich, dass ich dachte, Dad habe ins Gras gebissen und jetzt seien nur noch wir zwei übrig, sie und ich.

»Er hat eine Tasche gepackt und ist gegangen.«

»Er hat eine ...?« Erst da ging mir auf, dass Dad vielleicht doch nicht tot war.

»Komm nach Hause«, sagte sie.

»Ja, gut ...« Aber ich war gerade arbeiten. Und zwar nicht im Büro, sondern im Ballsaal eines Hotels, wo ich die letzten Vorbereitungen für eine Chiropraktiker-Konferenz beaufsichtigte. (Thema: *Nie mehr Rückenschmerzen.*) Es war ein Riesenauftrag, und die Vor-

bereitungen hatten Wochen gedauert. Am Abend zuvor war ich wegen der Ankunft von hunderten von Delegierten bis halb eins auf gewesen und hatte mich um ihre Probleme gekümmert. (Zum Beispiel musste ich die Teilnehmer, die nach der Buchung und vor Beginn der Konferenz wieder mit dem Rauchen angefangen hatten, von Nichtraucherzimmern in Raucherzimmer umquartieren.) Dies war endlich der Tag der Wahrheit, und in weniger als einer Stunde würden zweihundert Chiropraktiker hereinströmen und erwarten, dass Folgendes für sie vorbereitet war:

- A. ein Namensschild und ein Stuhl,
- B. um 11 Uhr Kaffee und zwei Kekse (einer mit, einer ohne Schokolade),
- C. um 12.45 Uhr ein dreigängiges Mittagessen (alternativer Speiseplan für Vegetarier),
- D. um 15.30 Uhr Kaffee und zwei Kekse (beide ohne Schokolade),
- E. Aperitif mit anschließendem Galadiner, danach Musik, Tanz und (wahlweise) Flirt.

Als mein Handy klingelte, dachte ich übrigens, es wäre der Typ mit den Leinwänden, um mir zu sagen, dass er auf dem Weg sei. Mit – das Wichtigste daran – den Leinwänden.

»Was ist passiert?«, fragte ich Mam und fühlte mich hin- und hergerissen. *Ich kann hier nicht weg ...*

»Das erzähl ich dir, wenn du hier bist. Beeil dich. Ich bin ganz durcheinander, ich weiß gar nicht mehr, was ich tue.«

Das war genug. Ich klappte mein Telefon zu und sah zu Andrea hinüber, die offensichtlich schon mitbekommen hatte, dass was passiert war.

»Alles in Ordnung?«, murmelte sie.

»Es ist was mit meinem Dad.«

Ich sah ihr an, dass sie auch dachte, mein Vater wäre über die Springe geklungen (wie er selbst zu sagen pflegte). (Jetzt spreche ich auch schon so, als wäre er tot.)

»O Gott ... ist er ... hat er ...?«

»Nein, nein«, beruhigte ich sie, »er lebt.«

»Geh, geh schon, los!« Sie schob mich zum Ausgang, offensichtlich eine Abschiedsszene am Sterbebett vor Augen.

»Das geht nicht. Ich muss doch hier bleiben.« Ich zeigte auf den Ballsaal.

»Ich schaffe das schon, wir schaffen das, Moses und ich, und ich rufe im Büro an, dass sie Ruth vorbeischicken. Du hast das so gut vorbereitet, was kann da schon schief gehen?«

Die richtige Antwort darauf lautet natürlich: so gut wie alles. Seit sieben Jahren organisiere ich Events, in der Zeit habe ich so ziemlich alles gesehen – von Konferenzteilnehmern, die nach einer exzessiven Einnahme von Erfrischungen vom Podium stürzten, bis hin zu Professoren, die sich über die Verteilung der Schokoladenkekse in die Haare gerieten.

»Ja, aber ...« Ich hatte Andrea und Moses eingebläut, dass sie, tot oder lebendig, zu erscheinen hätten, und jetzt war ich selbst im Begriff, den Schauplatz zu verlassen – weswegen eigentlich? Was für ein Tag! Er hatte kaum begonnen, und so viel war schon schief gegangen. Es fing mit meinem Haar an. In letzter Zeit hatte ich keine Zeit gehabt, zum Friseur zu gehen, und am Morgen hatte ich in einem Anfall von Wahnsinn angefangen, selbst daran herumzuznipseln. Ich wollte den Pony nur ein bisschen kürzer schneiden, und dann konnte ich nicht aufhören, bis er schließlich ganz verstümmelt war.

Manche Leute finden, dass ich ein bisschen wie Liza Minnelli in *Cabaret* aussehe, aber als ich im Hotel ankam, begrüßte Moses mich mit »Lebe lang und glücklich« und hielt die Hand mit gespreizten Fingern zum Vulkanier-Gruß hoch. Und als ich ihn bat, den Mann mit den Leinwänden noch mal anzurufen, sagte er ganz ernst: »Das wäre unlogisch, Captain.« Von wegen Liza Minnelli, jetzt war ich anscheinend Mr Spock aus *Star Trek*. (Nur nebenbei: Moses ist kein bärtiger Pensionär aus der Bibel mit staubigem Gewand und Kinderschändersandalen, sondern ein hipper Schwarzer nigerianischen Ursprungs mit scharfen Anzügen.)

»Geh!« Andrea schob mich weiter zur Tür. »Pass gut auf dich auf, und melde dich, wenn wir was tun können.«

Das kriegt man zu hören, wenn jemand gestorben ist. Und im nächsten Moment stand ich auf dem Parkplatz. Ein eisiger Januarwind, der einem bis in die Knochen fuhr, fegte um mich herum und machte mir bewusst, dass ich meinen Mantel im Hotel liegen gelassen hatte. Ich ging nicht zurück, es schien nicht wichtig.

Als ich zu meinem Auto kam, piff ein Mann anerkennend – wegen des Autos, nicht meinerwegen. Es ist ein Toyota MR2, ein sportlicher kleiner (sehr kleiner, zum Glück bin ich nur ein Meter fünfundfünfzig) Flitzer. Ich hatte ihn nicht ausgesucht – F&F Dignan hatten darauf bestanden. Er würde mir gut stehen, einer Frau in meiner Position. Ach ja, und ihr Sohn hatte ihn mir billig verkauft. Was man so billig nennt.

Männer reagieren sehr unterschiedlich auf das Auto – am Tage pfeifen und zwinkern sie, aber abends, wenn sie betrunken aus dem Pub kommen, sieht die Sache ganz anders aus; dann schlitzen sie das Stoffdach mit dem Taschenmesser auf oder schmeißen einen Stein durch das Seitenfenster. Sie haben noch nie versucht, das Auto zu stehlen, sie wollen es nur tödlich treffen, und so hat es mehr Zeit beim Arzt als auf der Straße verbracht. In der Hoffnung, mich mit diesen bitteren, mysteriösen Männern gut zu stellen, hatte ich einen Aufkleber auf der Heckscheibe angebracht, auf dem stand: »Mein anderes Auto, ein 89er Cortina, ist in Reparatur.« (Anton hatte ihn für mich gemacht, vielleicht hätte ich ihn entfernen sollen, als Anton ging, aber jetzt war nicht die Zeit, darüber nachzudenken.)

Stadtauswärts, in Richtung zu meinen Eltern, war die Straße fast leer, während in der Gegenrichtung, nach Dublin hinein, dichter Verkehr floss. Als ich durch den Nebel fuhr, der wie Trockeneis um mich herum waberte, hatte ich auf der leeren Straße das Gefühl, dass dies ein Traum war.

Vor fünf Minuten war es noch ein normaler Dienstagmorgen gewesen. Da war ich auf den Beginn einer Konferenz ein-

gestellt. Angespannt und aufgereggt, klar – es tauchen in letzter Minute immer irgendwelche Probleme auf –, aber nichts hatte mich auf das hier vorbereitet.

Ich hatte keine Ahnung, was mich erwarten würde, wenn ich beim Haus meiner Eltern ankam. Irgendwas war nicht in Ordnung, so viel stand fest, auch wenn es nur darum ging, dass Mam ausgetickt war. Ich hielt sie nicht für den Typ, aber weiß man's? »*Er hat eine Tasche gepackt ...*« Schon das war so unwahrscheinlich wie dass Schweine fliegen können. Mam packt immer den Koffer für Dad, ob er nun zu einer Verkaufskonferenz oder zu einem Golfturnier fährt. Es war also klar, dass Mam sich geirrt hatte. Und das bedeutete, dass sie ausgetickt war oder dass Dad tatsächlich tot war. In der aufkommenden Panik gab ich heftig Gas.

Ich parkte – miserabel – vor dem Haus. (Unauffällige Doppelhaushälfte, Sechzigerjahre.) Dads Auto war nicht da. Tote fahren keine Autos.

Aber das Gefühl der Erleichterung hielt nur so lange an, bis meine Gedanken wieder am Anfang ankamen und in Panik umschlugen. Dad fuhr nie mit dem Auto zur Arbeit, er nahm immer den Bus; das fehlende Auto ließ ein sehr ungutes Gefühl in mir aufkommen.

Noch bevor ich ausgestiegen war, machte Mam die Tür auf. Sie trug einen flauschigen, pfirsichfarbenen Morgenmantel und hatte ihren Pony auf einen orangefarbenen Lockenwickler gedreht.

»Er hat uns verlassen!«

Ich eilte ins Haus, Richtung Küche. Ich hatte das Bedürfnis, mich zu setzen. Mir kam der völlig verrückte Gedanke, dass Dad in der Küche sitzen und leicht amüsiert sagen würde: »Ich hab ihr schon tausendmal gesagt, dass ich euch nicht verlassen habe, aber sie hört nicht auf mich.« Doch in der Küche war nichts außer kalt gewordenem Toast, Messern mit Butter dran und anderen Frühstücksrelikten.

»Ist was passiert? Habt ihr euch gestritten?«

»Nein, nichts. Er hat ganz normal gefrühstückt. Porridge. Habe ich gemacht. Guck.« Sie zeigte auf eine Schüssel mit Überresten von Porridge. Nicht gerade viel. Wenigstens hätte es ihm vor Scham den Appetit verschlagen sollen.

»Dann hat er gesagt, er wolle mit mir sprechen. Ich dachte, er wollte mir sagen, dass ich doch meinen Wintergarten haben kann. Aber stattdessen hat er gesagt, dass er nicht glücklich ist mit seinem Leben und dass er mich verlässt.«

»Dass er nicht glücklich ist mit seinem Leben? Aber ihr seid seit fünfunddreißig Jahren verheiratet! Vielleicht steckt er in einer Midlifecrisis.«

»Der Mann ist fast sechzig, das ist zu alt für eine Midlifecrisis.«

Da hatte sie Recht. Dad hatte vor fünfzehn Jahren die Gelegenheit zu einer Midlifecrisis gehabt, damals hätte es niemandem etwas ausgemacht, im Gegenteil, wir hätten uns darüber gefreut, doch stattdessen sind ihm einfach nur die Haare ausgegangen, und er war weiterhin konturlos und freundlich.

»Dann hat er sich einen Koffer geholt und Sachen reingetan.«

»Das glaube ich dir nicht. Was hat er denn gepackt? Woher wusste er, wie man das macht?«

Mam guckte ein bisschen verunsichert, deswegen gingen wir, um es mir – und wahrscheinlich auch ihr – zu beweisen, nach oben, und sie zeigte mir im Gästezimmer die Stelle in dem Schrank, wo der Koffer gestanden hatte. (Einer von zweien, die sie mit Benzinrabattmarken bekommen hatten.) Dann nahm sie mich mit in ihr Schlafzimmer und zeigte mir die Lücken im Kleiderschrank. Er hatte seinen Mantel, seinen Anorak und seinen guten Anzug mitgenommen. Und eine erstaunliche Anzahl von bunt gemusterten Pullovern und Hosen, die man nur als Freizeithosen beschreiben konnte, zurückgelassen. Rehbraun die Farbe, scheußlich die Form, der Schnitt und der Stoff. Ich hätte sie auch zurückgelassen.

»Er wird sich seine restlichen Sachen holen wollen«, sagte sie.

Da war ich mir nicht so sicher.

»Ich fand, dass er in letzter Zeit ein bisschen zerstreut war«, sagte Mam. »Das hatte ich dir erzählt.«

Und damals hatten wir überlegt, ob das die ersten Anzeichen von Alzheimer sein könnten. Mit einem Mal war es mir sonnenklar. Er hatte Alzheimer, natürlich. Er war nicht Herr seiner Sinne. Er fuhr irgendwo ziellos herum, in geistiger Umnachtung und überzeugt, dass er die russische Prinzessin Anastasia war. Wir mussten der Polizei Bescheid sagen.

»Sag mir mal seine Autonummer.«

Mam sah mich überrascht an. »Ich weiß sie nicht.«

»Wieso nicht?«

»Warum sollte ich? Ich sitze nur im Auto, ich fahre es nicht.«

»Dann müssen wir nachgucken, ich weiß sie auch nicht.«

»Wozu brauchen wir sie?«

»Wir können der Polizei ja schlecht sagen, sie sollen nach einem Nissan Sunny suchen, mit einem neunundfünfzig Jahre alten Vater drin, der sich für den Letzten der Romanows hält, oder? Wo liegen die Papiere und das alles?«

»Auf dem Regal im Esszimmer.«

Aber bei der kurzen Suchaktion in Dads »Büro« konnte ich keine Autopapiere finden, und Mam war nicht sehr hilfreich.

»Es ist doch ein Firmenwagen, oder?«

»Ehm, ich glaube schon.«

»Ich rufe mal bei seiner Arbeit an, da wird ja jemand sein, seine Sekretärin oder so, die uns was sagen kann.«

Obwohl ich die Durchwahl zu Dads Büro wählte, wusste ich, dass er nicht abnehmen würde, dass er überall sein konnte, aber nicht bei der Arbeit. Mit der Hand über der Muschel sagte ich zu Mam, sie solle die Nummer der Polizei in Kilmacud nachgucken. Doch bevor sie aufgestanden war, hatte jemand Dads Telefon abgenommen. Dad.

»Da-ad? Bist du das?«

»Gemma?« Er klang misstrauisch. Das war noch nichts Ungewöhnliches, denn er antwortete mir am Telefon immer miss-

trauisch. Aus gutem Grund, denn ich rief ihn nur an, wenn ich sagen wollte, dass

A. mein Fernseher kaputt war und ob er bitte mit dem Werkzeugkasten kommen könnte,

B. mein Rasen gemäht werden müsste und ob er bitte mit dem Rasenmäher kommen könnte,

C. meine Haustür gestrichen werden müsste und ob er mal mit den Planen, den Farbrollern, Pinseln und einer großen Tüte mit verschiedenen Schokoriegeln vorbeikommen könnte.

»Dad, du bist ja im Büro.« Das ließ sich nicht leugnen.

»Ja, ich ...«

»Was geht hier vor?«

»Hör zu, ich wollte nachher noch anrufen, aber hier geht alles drunter und drüber.« Sein Atem ging hastig. »Jemand muss die Pläne für den Prototyp rausgeschmuggelt haben, die Konkurrenz hat gerade eine Pressemitteilung rausgegeben – neues Produkt, fast identisch, ein Fall von Industriespio...«

»Dad!«

Bevor ich weiter erzähle, sollte ich erklären, dass mein Vater in der Verkaufsabteilung einer großen Schokoladenfabrik arbeitet. (Den Namen sage ich lieber nicht, ich möchte unter den Umständen lieber keine Gratiswerbung machen.) Er hat mein ganzes Leben da gearbeitet, und das Gute an dem Job war, dass er so viel von den Produkten mitnehmen konnte, wie er wollte – umsonst. Deswegen gab es in unserem Haus immer jede Menge Schokolade, und ich war beliebter bei den Kindern in der Straße, als ich es sonst möglicherweise gewesen wäre. Natürlich war es Mam und mir streng untersagt, Schokolade von einer Konkurrenzfirma zu kaufen, damit sie keinen »Marktvorsprung« bekämen. Obwohl ich mich über sein Verbot ärgerte (das eigentlich kein richtiges Verbot war, denn Dad war viel zu freundlich für Verbote), hatte ich nicht den Nerv, dagegen zu verstoßen, und obwohl es lächerlich ist, hatte ich das erste Mal, als ich ein Fer-

rero Rocher aß, ein schlechtes Gewissen. (Ich weiß, die Werbung ist ein einziger Witz, aber ich war von der Kugelform der Ferreros beeindruckt. Doch als ich Dad gegenüber erwähnte, dass seine Leute auch mal die Kugelform ausprobieren sollten, sah er mich traurig an und sagte: »Hast du mir vielleicht etwas mitzuteilen?«)

»Dad, ich bin hier bei Mam, und sie ist ganz durcheinander. Was soll das alles bedeuten?« Statt wie mit meinem Vater sprach ich mit ihm, als wäre er ein übermütiges Kind, das etwas sehr Törichtes tat, aber sofort davon ablassen würde, wenn ich das verlangte.

»Ich wollte dich später anrufen.«

»Du kannst jetzt mit mir sprechen.«

»Jetzt passt es mir nicht.«

»Jetzt muss es dir aber passen.« In mir stieg Panik auf. Er brach nicht gleich zusammen, wie jemand ohne Halt, aber genau das hatte ich erwartet, sobald ich ernsthaft mit ihm sprechen würde.

»Dad, Mam und ich sind sehr besorgt um dich. Wir glauben, du bist vielleicht ein bisschen ...« Wie sollte ich das sagen? »Ein bisschen verwirrt.«

»Nicht die Spur.«

»Das glaubst du. Menschen, die verwirrt sind, merken oft nicht, dass sie verwirrt sind.«

»Gemma, ich weiß, ich war in letzter Zeit etwas abgelenkt, das ist mir durchaus bewusst. Aber das ist kein Zeichen von Senilität.« Das Gespräch verlief überhaupt nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Er klang nicht verwirrt. Auch nicht zerknirscht. Er klang so, als wüsste er etwas, was ich nicht wusste.

»Was soll das alles bedeuten?«, fragte ich mit schwacher Stimme.

»Ich kann jetzt nicht sprechen, wir haben hier ein Problem, mit dem ich mich befassen muss.«

Ich sagte schnippisch: »Ich finde, der Zustand deiner Ehe sollte dir wichtiger sein als ein Schokoriegel mit Tiramisu-Gesch...«

»Pssst!«, zischte er ins Telefon. »Soll das denn die ganze Welt erfahren? Ich bedauere, dass ich dir überhaupt davon erzählt habe.«

Vor Angst verschlug es mir die Stimme. Er war noch nie böse auf mich gewesen.

»Ich rufe wieder an, sobald ich kann.« Er klang bestimmt. Ein bisschen wie ... komisch eigentlich ... wie ein Vater.

»Und?«, fragte Mam begierig, als ich aufgelegt hatte.

»Er ruft später an.«

»Wann?«

»Sobald er kann.«

Ich biss mir auf die Fingerknöchel und wusste nicht, was ich jetzt tun sollte. Er klang nicht verwirrt, aber er verhielt sich auch nicht normal.

Ich wusste einfach nicht, was ich tun sollte. Ich war noch nie in einer solchen Situation gewesen, es gab weder ein Muster noch irgendwelche Anweisungen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu warten, auf Neuigkeiten, von denen ich intuitiv wusste, dass sie nicht gut sein würden. Und Mam sagte immer wieder: »Was denkst du denn, Gemma? Was denkst du?« Als wäre ich die Erwachsene und wüsste die Antwort.

Zu meiner Ehrenrettung muss ich hinzufügen, dass ich nicht in forschem Ton sagte: »Na, dann wollen wir uns mal eine schöne Tasse Tee machen.« Oder: »Ich setze mal den Kessel auf.« Ich bin nicht der Meinung, dass man mit Tee jemals etwas in Ordnung bringen kann, und ich hatte mir fest vorgenommen, mich von keiner Krise, welcher Art sie auch sei, zur Teetrinkerin machen zu lassen.

Ich überlegte, ob ich zu seiner Arbeit fahren und ihn zur Rede stellen sollte, aber wenn er mitten in einer Tiramisu-Krise war, dann würde ich vielleicht gar nicht zu ihm vordringen.

»Aber wo soll er denn wohnen?«, fragte Mam plötzlich. »Niemand von unseren Freunden würde ihn bei sich wohnen lassen.«

Da hatte sie nicht Unrecht. In ihrem Freundeskreis funktionierten die Dinge so, dass die Männer die Geldbörse und die

Autoschlüssel in der Hand hatten, aber die eigentliche Macht im Haus besaßen die Frauen. Sie bestimmten, wer ins Haus gelassen wurde, und selbst wenn einer der Männer meinem Vater versprochen hatte, dass er bei ihnen übernachten könnte, würde seine Frau Dad nicht über die Schwelle lassen, aus Loyalität zu meiner Mutter. Aber wenn nicht bei Freunden, wo dann?

Ich konnte ihn mir nicht in einem schäbigen Zimmer vorstellen, mit einer Kochplatte und einem rostigen elektrischen Wasserkocher, der sich nicht automatisch ausschaltete, wenn das Wasser kochte.

Doch wenn er es sich in den Kopf gesetzt hatte, dann würde er es ziemlich lange fern von Mam und seinem bequemen Zuhause aushalten. Er würde drei Tage lang mit seiner Golfballmaschine spielen und erst nach Hause kommen, wenn er frische Socken brauchte.

»Wann ruft er wieder an?«, fragte Mam wieder.

»Ich weiß es nicht. Lass uns den Fernseher anmachen.«

Während Mam so tat, als guckte sie *Sunset Beach*, schrieb ich meine erste E-Mail an Susan. Susan – auch »meine liebe Susan« genannt, um sie von anderen Susans zu unterscheiden, die vielleicht nicht so lieb sind – war eine in unserem Dreierklub gewesen, mit mir und Lily, und nach dem großen Knall hatte sie sich auf meine Seite geschlagen.

Vor erst acht Tagen, am ersten Januar, war sie für zwei Jahre als PR-Frau bei einer der großen Banken nach Seattle gegangen. Sie hatte gehofft, sich während ihres Aufenthalts einen Microsoft-Leibeigenen zu angeln, aber sie hatte keine zwei Tage gebraucht, um herauszufinden, dass die alle siebenundzwanzig Stunden am Tag arbeiteten und folglich keine Zeit für Freunde und eine romantische Begegnung mit Susan hatten. Die Multiple-Choice-Kaffees, die man dort bekam, waren kein wirklicher Ersatz, deswegen fühlte sie sich einsam und lechzte nach Neuigkeiten. Ich berichtete ohne große Einzelheiten und drückte »Abschicken« auf meinem Communicator Plus, der so viele Funktionen hatte, dass er fast meine Gedanken lesen konnte. Ich

hatte ihn von meiner Firma, als Geschenk getarnt, bekommen. Ja, genau! In Wirklichkeit machte er mich nur noch mehr zum Sklaven, als ich ohnehin schon war – so konnten sie mich jederzeit erreichen. Und das Ding war so schwer, dass es das Seidenfutter in meiner zweitbesten Handtasche ruinierte.

Als *Sunset Beach* zu Ende war und Dad immer noch nicht angerufen hatte, sagte ich: »Das geht so nicht. Ich rufe ihn jetzt an.«

2

AN: Susan_inseattle@yahoo.com
VON: Gemma343@hotmail.com
THEMA: Dad entlaufen, noch nicht zurück

Nun gut, die neuesten Neuigkeiten. Du brauchst ein Valium, um das zu verkraften, also hol dir lieber eins, bevor du weiterliest.

Wieder da? Sitzt du bequem? Also: Mein Vater, Noel Hogan, hat eine Freundin. Doch damit nicht genug. Sie ist sechsunddreißig. *Nur vier Jahre älter als ich.*

Wo er sie kennen gelernt hat? Was meinst du wohl? Im Büro natürlich. Sie ist – Gott, so peinlich, diese Vorhersagbarkeit – seine Sekretärin. Sie heißt Colette und hat zwei Kinder, ein neunjähriges Mädchen und einen siebenjährigen Jungen, aus einer anderen Beziehung. Sie war mit dem anderen Mann nicht verheiratet, und als ich Mam das erzählte, sagte sie: »Wen wundert's? Warum soll man die Kuh kaufen, wenn man die Milch umsonst haben kann?«

Das Ganze ist entstanden, als sie beide an dem Tiramisu-Projekt gearbeitet haben und sich dabei näher gekommen sind.

Ja, ich hatte Susan von dem Tiramisu-Schokoriegel erzählt. Ich weiß, dass es ein Geheimnis war und dass ich Dad versprochen hatte, niemandem davon zu erzählen, aber Susan war so begeistert von dem Thema, dass ich mich nicht zurückhalten konnte. Am liebsten hätte sie eine Doktorarbeit darüber geschrieben: »Von Curly-Wurly zu Mini-Kitkats – die Entwicklung des Schokoladenriegels im einundzwanzigsten Jahrhundert«. »Überleg mal, was ich für die Forschung alles brauchen würde«, hatte sie gesagt.

Ich musste extra von meiner Arbeit nach Hause kommen (und zweihundert unberechenbare Chiropraktiker in Andreas Obhut zurücklassen), um

das alles aus Dad herauszuleiern, als wären wir bei *Was bin ich?*: »Schuldest du jemandem Geld?« »Bist du krank?« Schließlich landete ich einen Volltreffer mit: »Hast du eine Affäre?« Es hat erst vor drei Monaten angefangen – sagt er zumindest. Warum setzt er eine fünfunddreißigjährige Ehe für eine dreimonatige Affäre aufs Spiel? Und wann wollte er es uns sagen? Hat er wirklich gedacht, er könnte eines feinen Dienstagmorgens seine Tasche packen und einfach abhauen, ohne irgendwas zu erklären?

Und dann ist er so feige. Er gesteht mir die Sache am Telefon, dann überlässt er es mir, Mam davon zu berichten. Wie bitte? Ich bin seine Tochter! Sie ist seine Frau. Aber als ich ihn daran erinnerte, sagte er: »Ach nein, sag du es ihr, Frauen können so was besser.« Er besaß nicht einmal die Freundlichkeit, mich gleich mit Mam sprechen zu lassen; erst musste er mir noch ganz begeistert von Colette erzählen, während Mam zuguckte wie ein verwundetes Tier:

»Bei ihr fühle ich mich jung«, sagte er, als sollte ich seinetwegen glücklich sein. Dann fügte er hinzu – und noch ehe er es sagte, wusste ich, dass es kommen würde –, er fügte hinzu: »Ich fühle mich wieder wie ein Teenager.« Und ich erwiderte: »Wie schön für dich.« So lächerlich, der alte Dummkopf.

Mam zu erzählen, dass ihr Mann sie verlassen hatte, um mit seiner Sekretärin zusammenzuleben, war buchstäblich das Schwierigste, was ich je zu leisten hatte. Es wäre leichter gewesen, ihr zu sagen, dass er tot war. Aber sie nahm es gut auf. Zu gut. Sie sagte nur: »Ach so.« Und klang sehr vernünftig. »Eine Freundin, sagst du? Um Klassen besser als *Buffy* hier.«

Wir saßen, so verrückt das klingt, vor dem Fernseher, wo gerade *Buffy* lief, bekamen aber nichts mit, wenigstens ich nicht, dann schaltete sie plötzlich ohne Ankündigung den Fernseher aus und sagte: »Weißt du, ich würde gern mit ihm sprechen.«

Sie ging raus zum Telefon, wählte seine Nummer und erreichte ihn in seinem Büro, und dann sprachen sie ganz ruhig miteinander, so klang es wenigstens: »Ja, Gemma hat das gesagt, aber ich dachte, sie hat dich vielleicht falsch verstanden. Ach so, hat sie nicht. Ach ja, ... Colette ... du bist in sie verliebt ... aha ... ach ja. Ja, natürlich hast du es verdient, glücklich zu sein ... schöne Wohnung, sagst du ... das ist ja schön. Eine schöne Woh-

nung ist was Schönes ... Brief vom Anwalt ... ach so, ja, ich achte drauf, also dann, erst mal bis bald.«

Als sie aufgelegt hatte, sagte sie: »Er hat eine Freundin.« Als wäre das eine Neuigkeit.

Sie ging in die Küche, ich hinter ihr her. »Eine Freundin. Noel Hogan hat eine Freundin. Er zieht zu ihr in ihre schöne Wohnung.«

Dann macht sie einen der Hängeschränke auf, nimmt einen Teller heraus und sagt: »Mein Ehemann hat nach fünfunddreißig Ehejahren eine Freundin«, und feuert den Teller wie ein Frisbee an die Wand, wo er in tausend Scherben zerspringt. Dann noch einen, und noch einen. Sie wurde immer schneller, die Teller sausten mit einer Geschwindigkeit durch die Luft, dass ich kaum Zeit hatte, mich zu ducken und vor dem Scherbenregen in Sicherheit zu bringen.

Solange sie sich nur an dem blau-weißen Alltagsküchengeschirr vergriff, war es mir egal. Ich dachte, sie macht einfach das, was von ihr erwartet wird. Aber als sie ins Wohnzimmer ging und eine ihrer Porzellantänzerinnen in die Hand nahm – du weißt schon, sie sind potthässlich, aber sie liebt sie – und sie nach nur einem winzigen Zögern gegen das Fenster warf, da begann ich mir Sorgen zu machen.

»Ich fahre hin und bringe ihn um«, knurrte sie und klang, als wäre sie besessen.

Wenn nicht dagegen gesprochen hätte, dass sie

- A. nicht Auto fahren kann,
- B. Dad das Auto hatte und
- C. sie niemals mein Auto genommen hätte, weil sie es zu »angeberisch« fand,

dann hätte sie das gemacht.

Als ihr bewusst wurde, dass sie nicht weg konnte, begann sie, ihre Kleider zu zerreißen. Ich versuchte, ihre Hände zu packen und sie daran zu hindern, aber sie hatte viel zu viel Kraft. Jetzt bekam ich richtig Angst. Sie hatte jegliche Kontrolle verloren, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Wen konnte ich anrufen? Mein erster Gedanke war Dad, besonders, da es seine Schuld war. Am Ende rief ich Cody an. Nicht, dass ich Verständnis erwartete, aber ich erhoffte mir praktischen Rat.

Er war in Freizeitstimmung, das heißt, in so schwuler Stimmung wie eine Reihe kirschfarbener Zelte mit Marabu-Federn. »Ein Schock? Wie aufregend!«

»Mein Vater hat sie verlassen. Was soll ich tun?«

»Oje. Ist sie das, im Hintergrund?«

»Was? Das Gekreisch? Ja.«

»Ist sie ...? Ist das das Geräusch einer zu Bruch gehenden Aynsley-Schäferin?«

Ich guckte um die Ecke. »Nicht ganz, ein Belleek-Milchkännchen. Was soll ich tun?«

»Versteck das Porzellan.« Langsam wurde ihm klar, dass ich nicht auf seinen Ton eingehen würde, und er sagte – freundlich, für ihn: »Hol einen Arzt, Schätzchen.«

In dieser Gegend ist es schwieriger, einen Arzt für einen Hausbesuch zu bekommen, als eine einzige Cashewnuss zu essen und es dabei zu belassen. (Absolut unmöglich, wie wir beide wissen.) Ich rief Mrs Foy an, Doktor Baileys permanent missgelaunte Sprechstundenhilfe – habe ich von der mal erzählt? Sie arbeitet seit vor der Sintflut bei ihm und tut immer so, als wäre der Wunsch nach einem Termin eine unerschämte Inanspruchnahme seiner Zeit. Aber ich konnte die alte Zimtzecke überzeugen, dass es sich um einen Notfall handelte; Mams hysterischer Anfall im Hintergrund war da sicherlich hilfreich.

Eine halbe Stunde später kommt also Doktor Bailey in seinen Golfsachen und – stell dir das vor – gibt ihr eine Spritze. Ich dachte eigentlich, nur Leute in historischen Liebesromanen kriegten eine Spritze, wenn sie ein bisschen außer sich gerieten. Aber was immer da drin ist, es muss ziemlich gut sein, denn vor unseren Augen hörte Mam auf zu keuchen und sank schwer aufs Bett.

»Haben Sie noch eine?«, fragte ich den Arzt, und der sagt: »Hahaha. Was ist passiert?«

»Mein Vater hat uns verlassen und ist zu seiner jungen Sekretärin gezogen.«

Ich hatte erwartet, dass der Gute schockiert wäre, aber weißt du was? Er machte ein ganz schuldbewusstes Gesicht, und ich scherzte nicht, wenn ich dir sage, dass ich das Wort »Viagra« wie einen blauen Blitz durch die

Luft zucken gesehen habe. Dad war vor kurzem bei ihm, da mache ich jede Wette. Er konnte gar nicht schnell genug wieder wegkommen. »Bringen Sie sie ins Bett«, sagte er: »Lassen Sie sie nicht allein. Wenn sie aufwacht ...« Er nahm zwei Tabletten aus einem Röhrchen und gab sie mir: »Geben Sie ihr beide. Nur im Notfall.« Dann gab er mir ein Rezept für Beruhigungsmittel und düste wieder zum Golfplatz zurück. Die Grasbüschel zwischen seinen Spikes hat er auf dem Teppich im Flur zurückgelassen.

Ich half Mam, sich hinzulegen – sie war ja sowieso nicht angezogen, also musste sie nicht ausgezogen werden –, zog die Vorhänge zu und legte mich neben sie, auf die Bettdecke. Ich hatte mein Nicole-Farhi-Kostüm an, und obwohl ich es nicht im Ausverkauf bekommen hatte und obwohl ich wusste, dass überall Flusen dran hängen bleiben würden, war es mir gleichgültig. So sehr war ich mit den Nerven fertig.

Es war alles viel zu furchtbar. Du weißt doch, wie es in dieser Gegend ist – absolut niemand verlässt seine Frau. Die Leute heiraten und bleiben danach hundertsechzig Jahre lang verheiratet. Auch wenn sie sich hasen. Obwohl es nie so aussah, als würden Mam und Dad sich hasen. Überhaupt nicht. Sie waren ... du weißt schon ... na ja, sie waren eben einfach verheiratet.

Ich überlegte einen Moment und löschte dann den letzten Absatz. Susans Mutter war gestorben, als Susan zwei Jahre alt war, und ihr Dad hatte wieder geheiratet, als Susan zwanzig war. Die Ehe war vor ungefähr drei Jahren auseinander gegangen, und obwohl Carol nicht Susans Mutter war und Susan nicht mehr zu Hause lebte, als die Trennung sich anbahnte, hatte es sie dennoch sehr mitgenommen.

Jedenfalls, ich liege in meinem guten Kostüm auf dem Bett, und die Kirchenglocken fangen mit dem mittäglichen Angelusläuten an. Hier lag ich also, in einem abgedunkelten Zimmer, neben mir meine sedierte Mutter, und es war nicht einmal Mittag. Das machte mir richtig Angst, und ich rief Andrea an, um mich zu vergewissern, dass ich nicht allein auf der Welt war. Andrea sagte zwar, dass die Leinwände für die Konferenz nicht gekommen seien, dass aber alles in Ordnung sei. Natürlich war es nicht in Ordnung –

wie sollten sich die Chiropraktiker denn die krummen Wirbelsäulen ohne Leinwand angucken?

Aber egal. Es ist ja nur normal, dass bei einer Konferenz etwas schief geht, wie viel Mühe man sich auch mit den Vorbereitungen gibt, und wenigstens war der Blumenschmuck für das Galadiner angekommen. (Wir hatten Draht um Zweige gewunden und sie so gebogen, dass sie wie Wirbelsäulen aussahen. Andreas Idee, sie macht sich wirklich sehr gut.)

Die arme Andrea, sie wollte natürlich unbedingt wissen, was mit Dad war, ob er einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall gehabt hat oder so, aber die Regeln der Höflichkeit verbieten natürlich, dass man solche Fragen stellt. Ich sagte einfach, es gehe ihm gut, aber damit wollte sie sich nicht zufrieden geben.

»Außer Gefahr?«, fragte sie.

»Außer Gefahr? Sein Verhalten lässt diesen Schluss nicht zu.«

Ich beendete das Gespräch, aber ich finde das richtig schwierig. Meine Kollegen denken, Dad liegt im Sterben, wie kann ich ihnen die Wahrheit sagen? Dass mit ihm nichts weiter ist, als dass er sich eine Freundin zugelegt hat?

Nicht nur ist es schrecklich peinlich, es ist auch so, dass die meisten ihn kennen, und sie werden es einfach nicht glauben. Ich muss gestehen, obwohl Dad mir selbst gesagt hat, dass er eine Freundin hat, habe ich aufgehört, es zu glauben. Er ist einfach nicht der Typ dazu. Sogar sein Name passt nicht, finde ich. Meine Damen und Herren, Hand aufs Herz, sind Sie der Meinung, dass Noel Hogan der Name eines Mannes ist, der seine Frau verlässt und eine Affäre mit einer jungen Frau hat, die kaum älter als seine Tochter ist? Sollte er nicht Johnny Chancer oder Steve Gleam heißen? Stattdessen behaupte ich, verehrte Damen und Herren der Jury, dass Noel Hogan der Name eines Mannes ist, der John Grisham liest und einen Stammbaum von vier Generationen aufweisen kann, eines Mannes, dessen Held nicht Arnie oder Rambo ist, sondern Inspektor Morse, anders gesagt, meine Damen und Herren, eines Mannes, der seiner Frau und seiner Tochter niemals Anlass zu Sorge geben würde.

Jedenfalls ... nachdem ich Ewigkeiten auf dem Bett gelegen hatte, beschloss ich, endlich die Scherben in der Küche aufzufegen, und ich sage dir, du hättest die Küche sehen sollen: Sie war übersät mit Scherben – sie steckten

in der Butter; sie trieben im Milchkännchen. Eine besonders lange Scherbe war in einem Topf mit Fleißigen Lieschen gelandet, es sah aus wie scheidmoderne Kunst.

Und im Wohnzimmer; wo die Porzellanfiguren dran glauben mussten ... Manche waren so hässlich, dass ihr Dahinscheiden nur zu begrüßen ist, aber mir tat die kleine Tänzerin Leid – ihr Tanz war zu Ende.

Dann legte ich mich wieder neben Mam, die kleine Flötentöne beim Atmen machte, aber ich blieb auf der Decke liegen. Auf dem Nachttisch lagen ein paar dumme Zeitschriften, und ich verbrachte den Nachmittag auf dem Bett und las sie.

Aber danach, Susan, machte ich mir über mein eigenes Verhalten Sorgen – um elf schaltete sich nämlich die Zentralheizung ab, und es wurde kalt im Zimmer; aber ich wollte mich nicht unter die Decke legen. Ich glaube, ich hatte das Gefühl, wenn ich *auf* dem Bett liegen blieb, dann leistete ich ihr nur Gesellschaft, aber wenn ich mich *ins* Bett legte, würde Dad wirklich nicht nach Hause kommen.

Jedenfalls schlief ich ein, und als ich aufwachte, war mir so kalt, dass meine Haut gefühllos war – als ich mir mit dem Finger in den Arm bohrte, konnte ich die Delle sehen, aber nichts fühlen. Es war eigentlich ganz komisch, fast wie Totsein. Nachdem ich mich eine Weile damit beschäftigt hatte, zog ich mir Mams Mantel an – wozu sollte ich mir schließlich eine Unterkühlung einhandeln, bloß weil Dad übergeschnappt war? –, aber ich legte mich auch dann nicht ins Bett.

Als ich das nächste Mal aufwachte, war die Sonne aufgegangen, und ich ärgerte mich über mich selbst. In der Nacht hatte es noch Hoffnung gegeben, dass Dad nach Hause kommen würde, und wäre ich die Nacht über wach geblieben, wäre es nie Morgen geworden. Verrückt, ich weiß, aber das habe ich gedacht.

Als Mam aufwachte, waren ihre ersten Worte: »Er ist die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen.«

Dann sagte sie: »Was machst du in meinem guten Mantel?«

Jetzt bist du auf dem Laufenden. Sobald ich Neuigkeiten habe, melde ich mich.

Liebe Grüße

Gemma xxx

PS Du hast Schuld an allem. Wenn du nicht nach Seattle gegangen wärst, wo du niemanden kennst, dann hättest du dich nicht einsam gefühlt und nach Neuigkeiten von zu Hause gesehnt, und mein Leben wäre nicht aus den Fugen geraten, nur damit ich was zu erzählen habe.

PPS Ich meinte das als Witz.

3

Mein Handy klingelte. Es war Cody. Er heißt natürlich nicht wirklich Cody. Sein richtiger Name ist Aloysius, aber als er in die Schule kam, konnte keiner in der Klasse seinen Namen aussprechen. Die meisten Kinder sagten einfach »Wishy«.

»Ich brauche einen Spitznamen«, sagte er zu seinen Eltern. »Einen, den die andern sagen können.«

Mr Cooper (Aonghas) warf Mrs Cooper (Mary) einen Blick zu. Er war von Anfang an dagegen gewesen, den Jungen »Aloysius« zu nennen. Er wusste, wie das war, mit einem unaussprechbaren Namen geschlagen zu sein, aber seine religiöse Frau hatte darauf bestanden. Aloysius war ein spitzenmäßiger Heiliger – mit neun Jahren hatte er ein Keuschheitsgelübde abgelegt und mit dreiundzwanzig war er gestorben, als er sich bei der Pflege Pestkranker selbst infizierte –, und es war eine Ehre, nach ihm benannt zu sein.

»Gut, such dir einen aus. Was immer du möchtest, Sohn«, sagte Mr Cooper großzügig.

»Der Name, den ich mir aussuche, isst ... Cody!«

Schweigen. »Cody?«

»Cody.«

»Cody ist aber ein sonderbarer Name, Sohn. Fällt dir kein anderer ein? Paddy ist doch hübsch. Oder Butch, vielleicht.«

Cody alias Aloysius schüttelte hochmütig sein fünfjähriges Haupt. »Du kannst mich auspeitschen, wenn du willst, aber ich heiße jetzt Cody.«

»Auspeitschen?«, sagte Mr Cooper entgeistert. Er wandte sich Mrs Cooper zu. »Welche Geschichten hast du dem Jungen vorgelesen?«

Mrs Cooper wurde rot. *Das Leben der Heiligen* war gute und pädagogisch wertvolle Lektüre. Was konnte sie dafür, dass die

Heiligen alle in brodelndem Öl, von Pfeilen durchbohrt oder gesteinigt endeten?

Cody ist der einzige Mensch in meiner Bekanntschaft, der gedacht hat, er habe eine Berufung. Er verbrachte zwei Jahre in einem Priesterseminar und befasste sich mit den Grundlagen des Priesteramts (insbesondere wie man Menschen auspeitscht), bevor er, wie er sagt, »Vernunft annahm und erkannte, dass ich nicht heilig, sondern schwul bin«.

»Also gut, Gemma«, sagte Cody zu mir, »du musst jetzt tapfer sein.«

»O nein«, sagte ich, denn wenn Cody damit anfängt, dass man tapfer sein muss, heißt das, dass er schreckliche Neuigkeiten für einen hat.

Cody ist ein komischer Typ. Er ist sehr ehrlich, fast übertrieben ehrlich. Man fragt ihn zum Beispiel: »Jetzt sag mir ehrlich, und bitte sei wirklich ehrlich, ich ertrage es schon, sag mir, ob man meine Zellulitis durch dieses Kleid sieht?« Es liegt auf der Hand, dass niemand diese Frage stellt, wenn er denkt, die Antwort lautet ja. Man stellt die Frage nur, weil man sich sicher ist, dass die Antwort nach einem Monat der täglichen Körpermassage, nach der dreimal täglichen Anwendung von einem französischen »anti-minceur«-Zeug, sowie aufgrund der Wirkung einer Antizellulitisstrumpfhose und eines extrafestigenden Lycrarocks, ein eindeutiges NEIN ist.

Aber Cody wäre der einzige Mensch, der einem sagt, dass man noch einen Anflug von Orangenhaut sehen kann. Ich glaube nicht, dass er es aus Grausamkeit macht; ich glaube, er will seine engsten und besten Freunde davor bewahren, sich lächerlich zu machen. Fast ist es so, als missbilligte er die Hoffnung und glaube, wenn wir in unserer Einschätzung zu optimistisch wären, würden wir uns ausliefern und den anderen den Vorteil überlassen.

»Es hat mit Lily zu tun«, sagte er.

»Lily Wright«, ergänzte er, als ich nichts sagte. »Ihr Buch. Es ist veröffentlicht. Es heißt *Mimis Medizin*. Die *Irish Times* bringt am Samstag eine Besprechung.«

»Woher weißt du das?«

»Hab gestern jemanden getroffen.« Cody kennt alle möglichen Leute. Journalisten, Politiker, Nachtclubbesitzer. Er arbeitet im Außenministerium und führt so eine Art Clark-Kent-Leben: Am Tage ist er ernst, ehrgeizig und hetero, bis Dienstschluss; dann holt er seine Jacke mit den Druckknöpfen raus und tänzelt durch die Stadt, was das Zeug hält. Er ist in vielen Bereichen zu Hause und hat zu Informationen jeder Art Zugang.

»Ist es eine gute Besprechung?« Meine Lippen formten die Wörter nur sehr schwerfällig.

»Ich glaube schon.«

Ich hatte vor langer Zeit gehört, dass sie von einem Verlag unter Vertrag genommen worden war, und war fassungslos gewesen angesichts dieser Ungerechtigkeit. *Ich* war diejenige, die ein Buch schreiben wollte; ich hatte oft genug davon gesprochen. Was machte es schon, dass meine Schriftstellerkarriere bisher darin bestand, dass ich anderer Leute Bücher las, sie empört an die Wand warf und erklärte: »So ein Dreck! Ich könnte im Schlaf Besseres produzieren.«

Eine Weile lang ging ich jedes Mal, wenn ich an einer Buchhandlung vorbeikam, hinein und hielt Ausschau nach Lilys Buch, aber da ich es nicht entdeckte und viel Zeit vergangen war – über ein Jahr –, kam ich zu dem Schluss, dass das Buch niemals erscheinen würde.

»Danke für die Nachricht.«

»Ist Noel zurückgekommen?«

»Noch nicht.«

Cody schnalzte mit der Zunge. »Wenn Gott eine Tür zuschlägt, dann knallt er einem eine andere ins Gesicht. Na ... du weißt schon ... ruf mich an, wenn du mich brauchst.« Für Cody war das ein Zeichen tiefster Anteilnahme, und ich war gerührt.

Ich klappte mein Handy zu und sah Mam an. Ihre Augen waren weit aufgerissen vor Angst. »War das dein Vater?«

»Nein, Mam, tut mir Leid.« Der Mittwochvormittag war halb vergangen, und die Stimmung war sehr, sehr gedrückt. Mam

war in einem bedauernswerten Zustand, als sie aufwachte, und als wir nach unten gingen, zum Frühstück, und an der Haustür vorbeikamen, keuchte sie entsetzt und sagte: »Jesus, Maria und Josef, die Kette war nicht vorgelegt.« Sie guckte genauer hin. »Und das Sicherheitsschloss nicht abgeschlossen.« Sie eilte in die Küche und überprüfte die hintere Tür. »Der Schlüssel in der Küchentür war nicht zweimal rumgedreht, und die Alarmanlage war nicht angestellt. Und wahrscheinlich waren die Fenster nicht gesichert!« Offenbar machte Dad einen abendlichen Routinegang, bei dem er das Haus sicherer verschloss als Fort Knox.

»Warum hast du dich nicht darum gekümmert?«, fragte Mam. Es klang nicht vorwurfsvoll, eher verwirrt.

»Ich wusste nicht, dass es gemacht werden muss.«

Das verstärkte ihre Verwirrung, und nach einer Weile sagte sie: »Jetzt weißt du es aber.«

Eigentlich wollte ich zur Arbeit gehen, aber Mam war so durcheinander und hilflos, dass ich Andrea anrief, um zu hören, wie es lief: Zu meiner Überraschung erzählte sie mir, das Essen sei »sehr unterhaltsam« gewesen und die Chiropraktiker hätten die Drähte von dem Blumenschmuck so lange hin und her gebogen, bis sie brachen, und dann gesagt: »Bandscheibenvorfall« und dergleichen. Ich glaube, sie hat sich da einen ange-lacht.

Sie sagte, ich bräuchte nicht zu kommen, was höchst anständig von ihr war, denn die Aufräumaktion nach einer Konferenz ist kein Zuckerschlecken – man muss die Teilnehmer zum Flughafen verfrachten, Stühle zurückbringen, die Beleuchtung und die Leinwände abbauen (aber die Leinwände waren ja nicht gekommen, eine Aufgabe weniger also), mit dem Hotel über die Rechnung streiten etc.

Aus Dankbarkeit erzählte ich ihr schnell, was mit Dad war. »Midlifecrisis«, sagte sie überzeugt. »Was für ein Auto hat er?«

»Einen Nissan Sunny.«

»Genau. Demnächst tauscht er ihn gegen einen roten Mazda MX5 ein, dann kommt er wieder zur Vernunft.«

Ich ging zu Mam und überbrachte ihr die gute Nachricht, aber sie sagte nur: »Für rote Autos ist die Versicherung teurer, das habe ich irgendwo gelesen. Ich will, dass er nach Hause kommt.«

Sie hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt, auf dem noch das schmutzige Geschirr vom Frühstück des Vortags stand: Schüsseln, butterbeschmierte Messer, Teetassen – schrecklich! Ich hatte die Sachen nicht weggeräumt, als ich die Scherben aufgefegt hatte, wahrscheinlich weil ich dachte, es sei Mams Bereich. Sie ist eine sehr gewissenhafte Hausfrau – wenigstens unter normalen Umständen –, doch im Moment schien sie die Unordnung gar nicht wahrzunehmen. Ich fing also an und stellte die Teller zusammen, doch als ich Dads Porridgeschüssel nehmen wollte, rief sie: »Nein«, nahm mir die Schüssel aus der Hand und hielt sie auf ihrem Schoß fest. Dann wählte sie wieder die Nummer von Dads Büro. Sie hatte ihn seit halb neun ungefähr alle fünf Minuten angerufen, und die Anrufe gingen direkt zu seiner Voicemail. Inzwischen war es halb elf.

»Können wir zu ihm ins Büro fahren, Gemma? Bitte, ich muss ihn sehen.«

Ihre schiere Verzweiflung war unerträglich. »Lass uns warten, bis wir mit ihm sprechen können.« Denn was wäre, wenn wir zu seiner Firma kamen und man uns nicht reinließ? Das wollte ich nicht riskieren.

»Mam, ist es in Ordnung, wenn ich für zehn Minuten weggehe?«

»Wo willst du hin?« Ihre Stimme klang tränenerstickt. »Lass mich nicht allein.«

»Ich will nur schnell was einkaufen. Ich bin auch gleich wieder da, das verspreche ich. Soll ich dir was mitbringen? Eine Flasche Milch?«

»Wozu brauchen wir Milch? Der Milchmann bringt doch die Milch, oder?«

Ein Milchmann. Eine andere Welt.

Ich suchte meinen Mantel, bis mir einfiel, dass ich ihn im Hotel gelassen hatte. Ich musste so rausgehen – in dem Kostüm von gestern, zerknittert und voller Flusen.

»Komm ganz schnell zurück«, rief Mam mir nach.

»Ganz schnell.«

Ich fuhr in halsbrecherischem Tempo ins Einkaufsviertel und war schon fast aus dem Auto raus, bevor ich es richtig geparkt hatte. Mein Herz raste. Vorübergehend war das Drama mit Dad auf den zweiten Platz verbannt. Der Grund für meinen trockenen Mund war Lilys Buch. Ich rannte über den Platz, hoffte, dass ich niemandem aus der Firma begegnen würde, und stürzte – in höchster Alarmbereitschaft, Adrenalin in rauen Mengen in den Adern – in die Buchhandlung, wie ein Elitesoldat, der eine feindliche Botschaft stürmt. Ich blickte wie von Furien gehetzt um mich in der Erwartung, von allen Seiten von Riesenstapeln ihres Buches überfallen zu werden, wirbelte dann herum, um zu sehen, was hinter mir war. Nichts. Den Blick auf höchster Sensibilisierungsstufe, erspähte ich die Neuererscheinungen an der Wand, und in weniger als einer Sekunde hatte ich die Titel überflogen – der Sechs-Millionen-Dollar-Mann hätte es auch nicht schneller gekonnt –, aber Lilys Buch entdeckte ich nicht.

Wenn sie ihr Buch hier nicht hatten? Schließlich war das hier nur eine kleine Buchhandlung in einem Vorort. Mir war klar, dass ich in die Stadt fahren und eine größere Buchhandlung aufsuchen musste. Ich durfte jetzt nicht aufgeben, ich musste erst ein Exemplar von Lilys Buch in die Hand bekommen.

Ich ging die alphabetisch geordneten Autoren durch. Die »Ws« waren ganz unten, knapp über dem Fußboden. Waters, Werther, Wogan ... o nein, da war es. Da stand ihr Name. Lily Wright. In geschwungener, schnörkeliger Schrift. Lily Wright. Und der Titel war der gleiche. *Mimis Medizin*.

Mein Herz klopfte mir bis zum Halse, und meine Hände klebten so sehr, dass sie eine feuchte Spur auf dem Umschlag hinterließen. Ich versuchte, die Seiten umzublättern, aber mei-

ne Finger zitterten zu sehr. Ich suchte die biografischen Angaben über die Autorin. Dann fand ich sie.

*Lily Wright lebt mit ihrem
Partner Anton und ihrer
kleinen Tochter Ema in London.*

Heilige Maria. Das gedruckt zu sehen, machte es wahrer als vorher. Hier stand es *schwarz auf weiß*. Alle – ihr Verleger, ihre Leser, die Mitarbeiter in der Buchhandlung und die Leute in den Druckereien – sie alle dachten, dass das die Wahrheit war. Anton war Lilys Partner, und die beiden hatten eine kleine Tochter. Ich hatte das Gefühl, ausgeschlossen zu sein, nicht dazuzugehören, weil ich der einzige Mensch auf der Welt war, der glaubte, dass Anton noch immer mir gehörte. Alle anderen *überall auf der Welt* nahmen an, dass Lily einen rechtmäßigen Anspruch auf ihn hatte. Diese bittere Ungerechtigkeit! Sie hatte ihn mir weggenommen, doch statt sie wie eine gewöhnliche Verbrecherin zu behandeln, die sie ja war, klopfen ihr alle auf die Schulter und gratulierten ihr: »Gut gemacht, was für einen wunderbaren Mann du da gefunden hast, das ist doch schön.«

Dass ihr die Haare ausgingen, wurde natürlich nicht erwähnt. Keine Rede davon, dass sie um einiges besser aussehen würde, wenn sie sich eine Burt-Reynolds-Haartransplantation machen lassen würde – und das sage ich nicht aus Gemeinheit, sie hat es oft selbst gesagt. Aber nein, alles musste in einem positiven Licht gesehen werden, alles war wunderbar, auch die Haare.

Auf dem Schutzumschlag hinten war ein kleines Schwarzweißfoto. Ich betrachtete es verbittert. Man sehe sie sich nur an, so zierlich, mit großen Augen und langen, blonden Locken, wie ein schmalgliedriger, schlanker Engel. Und es heißt, dass die Kamera niemals lügt ...

Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich sollte für das Buch nicht bezahlen müssen – nicht nur hatte die Autorin mir den Mann

wegenommen, den ich am meisten liebte, sie hatte auch noch ein Buch über mich geschrieben. Ich hatte den fast ununterdrückbaren Drang, an der Kasse zu sagen: »Es geht in dem Buch um mich, wissen Sie«, aber ich konnte es mir gerade noch verkneifen.

Es gelang mir, zu bezahlen, und dann stand ich vor dem Laden in der Kälte und überflog die Seiten nach meinem Namen. Auf den ersten Blick fand ich ihn nicht. Ich suchte und suchte, dann begriff ich, dass sie meinen Namen geändert haben musste, falls ich sie vor Gericht bringen würde. Wahrscheinlich war ich »Mimi«. Als ich auf Seite sieben war, erwachte ich aus meiner Trance und machte mir klar, dass ich ebenso gut zu Hause bei Mam im Warmen sitzen und das Buch lesen konnte.

Als ich ins Haus kam, stand Mam in der Küchentür und sagte mit erstickter Stimme: »Er hat eine Freundin.«

Während ich weg war, hatte sie Dad erreicht, und die Wahrheit traf sie mit neuer Wucht. »Von all den Leuten, die ich kenne, ist das noch nie jemandem passiert. Was habe ich bloß falsch gemacht?«

Sie warf sich mir in die Arme und sackte zusammen, und ich spürte etwas Hartes an meinem Hüftknochen – die Porridge-schüssel, die sie in die Tasche ihres Morgenmantels gesteckt hatte. Sie weinte wie ein Kind, ein lautes Schluchzen, Luftholen, Keuchen, Schluchzen, und es brach mir fast das Herz. Sie war völlig aufgelöst, und ich gab ihr die beiden Nottabletten und brachte sie wieder ins Bett. Kaum atmete sie friedlich, kramte ich das Rezept für die Beruhigungstabletten hervor, die Doktor Bailey mir gegeben hatte – sobald sich eine Gelegenheit ergab, würde ich zur Apotheke fahren.

Dann rief ich, außer mir vor Wut, Dad an, der überrascht – *überrascht*, also wirklich – klang, als er meine Stimme hörte.

»Du kommst heute Abend hierher und erklärst dich«, sagte ich wütend.

»Es gibt nichts zu erklären«, sagte er, »Colette hat gesagt ...«

»Scheiß auf Colette, mir ist es scheißegal, was Colette sagt. Du kommst hierher und benimmst dich anständig.«

»Wie redest du eigentlich?«, sagte er schmollend. »Also gut. Gegen sieben bin ich da.«

Ich legte den Hörer auf, und der Boden erbebte unter meinen Füßen. Mein Vater hatte eine Affäre. *Mein Vater hatte meine Mutter verlassen.*

Ich machte es mir auf dem Bett neben Mam bequem und fing an, das Buch, das von mir handelte, zu lesen. Am Nachmittag machte Mam ein Auge auf. »Was liest du da?«, murmelte sie.

»Ein Buch.«

»Aha.«

4

AN: Susan_inseattle@yahoo.com

VON: Gemma343@hotmail.com

THEMA: Welche Frau nimmt ihrer besten Freundin den Mann weg, schreibt dann ein Buch und erwähnt es nicht?

Ein neuer Tag, ein neuer Schmerz.

Neue schockierende Nachrichten, ganz frisch. Lilys Buch ist auf dem Markt. Ja, Lily Wright, die Männergrabscherin. Lily Wright mit der kahlen Stelle. Es ist ein komisches Buch, fast ein Kinderbuch, nur dass es keine Bilder hat und die Wörter zu schwierig sind. Es handelt von einer Hexe namens Mimi (ja, ganz richtig, eine Hexe), die in ein Dorf kommt, vielleicht in Irland, vielleicht in England, vielleicht aber auch auf dem Mars, und anfängt, sich in das Leben der Menschen einzumischen. Sie belegt sie mit Zaubersprüchen und gibt Anweisungen wie »Man nehme eine Hand voll Mitleid und eine Prise Intelligenz und eine großzügig bemessene Portion Liebe«. Kann einem schlecht von werden. Und ich komme nicht vor, du kommst nicht vor, ich glaube, selbst Anton kommt nicht vor. Die einzige Gestalt, die ich erkenne, ist ein niederträchtiges Mädchen mit Korkenzieherlocken – das *muss* Cody sein.

Ich hatte es in vier Stunden durch, aber wahrscheinlich kaufen Millionen von Menschen das Buch, und dann ist sie Millionärin und eine gefeierte Berühmtheit. Das Leben ist so gemein.

Als ich es durch hatte, musste ich Mam aus dem Bett holen, weil Dad kommen wollte. Sie weigerte sich, etwas anzuziehen – aus dem Morgenmantel kommt sie gar nicht mehr raus. Und die Porridgeschüssel gibt sie auch nicht mehr her, als warte sie darauf, dass die Polizei sie als Beweisstück A in einen Plastikbeutel stecken würde.

Dann kam Dad – er benutzte seinen Schlüssel, was ich überhaupt nicht in Ordnung fand –, und ich kriegte einen richtigen Schreck. Es waren keine zwei Tage vergangen, und schon jetzt sah er ganz anders aus. Deutlicher, mit

schärferen Umrissen, weniger verschwommen. Mir wurde plötzlich klar, wie ernst die ganze Sache war, als ich ihn in seinen neuen Sachen sah. Oder Sachen, die ich nicht kannte. Eine braune Wildlederjacke – wer hätte das gedacht! Ansätze von Koteletten, quer über die Glatze gekämmte Strähnen, und dann die Turnschuhe. Oh, Mutter Gottes, was für Turnschuhe! Strahlend weiß und so klobig, dass es aussah, als würden sie ihn spazieren führen und nicht umgekehrt.

»Was wird hier gespielt?«, fragte ich.

Und ohne sich auch nur hinzusetzen, sagte er, es täte ihm Leid, aber er sei in Colette verliebt und sie in ihn.

Es war so unglaublich, es war schrecklich. Was stimmte an der Situation nicht? So gut wie alles.

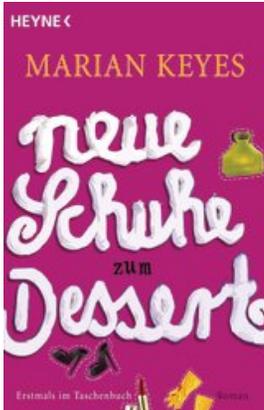
»Aber was ist mit uns?«, fragte ich. »Was ist mit Mam?« Ich dachte, damit hätte ich ihn, denn er war immer ein so hingebungsvoller Familienmensch gewesen. Aber weißt du, was er sagte? Er sagte, es täte ihm Leid.

Was natürlich heißt, dass es ihm nicht Leid tat. Es war ihm gleichgültig, doch das wollte mir nicht einleuchten, weil er immer so sanft und freundlich gewesen war: Ich brauchte eine Weile, bis ich das begriffen hatte, schließlich war er mein DAD, verstehst du? Und dann – und wieder kriegte ich einen Schreck – sah ich, dass er auf Wolke sieben schwebte, wo man nur sein eigenes Glück empfindet und sich nicht vorstellen kann, dass es die anderen nicht empfinden. Ich hätte nie gedacht, dass das alten Leuten, wie den eigenen *Eltern*, passieren kann.

Dann sagt Mam kleinlaut: »Bleibst du zum Essen?« Stell dir vor! Es ist nicht zu fassen. Und ich werde ganz schnippisch und sage: »Das kann er nicht, wir haben nicht genug Teller.« Und ich ganz vorwurfsvoll zu ihm: »Sie hat die meisten gestern zerschmettert, weil sie so unglücklich war.«

Aber das machte ihm gar nichts aus. Er sagte, er könne sowieso nicht bleiben. Dann warf er einen verstohlenen Blick in Richtung Haustür, und plötzlich begriff ich und kreischte: »Sie ist draußen! Du bist mit ihr zusammen gekommen!«

»Gemma«, ruft er, aber ich war schon an der Tür, und tatsächlich, da sitzt eine Frau in seinem Nissan Sunny. Ich dachte, ich müsste kotzen. Es gab wirklich eine andere Frau, es waren keine Anfälle von Wahnsinn, die ihn umtrieben.



Marian Keyes

Neue Schuhe zum Dessert

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-11937-9

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2013

Ein Unglück kommt selten allein: Ausgerechnet ihre beste Freundin spannt Gemma den Lover aus. Und kurz darauf wird ihre Mutter sitzen gelassen und braucht fortan Rundumbetreuung. Gemma kauft sich eine Packung Kleenex, fünf Paar Schuhe und setzt sich an den Computer, um sich das Unglück von der Seele zu schreiben. Ihre Freundin Susan ist von den witzigen Texten so begeistert, dass sie diese heimlich einer Literaturagentin schickt. Und schon sehr bald hat Gemma anderes im Sinn als ihre verlorene Liebe.